



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S., J.: Kleine ästhetische Streifzüge.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

richteter Waschtisch sammt derben sauberen Handtüchern fehlten auch nicht. Wie uns das alles anmuthete; natürlich nahmen wir in einem solchen Hause herzlich gern Nachtherberge.

Nachmittags besuchten wir den protestantischen Geistlichen, der uns sehr freundlich aufnahm. Er sprach zwar das Englische nicht geläufig, gab uns aber willig Aufschlüsse über die Verhältnisse seiner Landsleute in Texas. Auch in einigen Werkstätten und Läden sprachen wir vor, und unterhielten uns mit einem Kaufmann über die Beschaffenheit und Menge der von Deutschen gebauten Baumwolle. Gegen Abend trafen wir etwa ein Duzend sehr intelligenter Männer im Gasthof, und brachten die letzten Stunden jenes Tages im Hause eines unsrer neuen Bekannten zu. Alles, was ich sah und hörte, bestätigte die erfreulichen Mittheilungen, welche der Fleischer uns gemacht hatte. Als ich um 10 Uhr Nachts nach dem Gasthose zurückkehrte, blieb ich vor einem Hause stehen und lauschte dem Gesang; seit langer lieber Zeit hatte ich nicht so gut singen hören und die Stimmen waren vortrefflich. Am andern Morgen sah ich auf freier Straße unweit vom Schulhaus ein zahmes Reh umherlaufen; es trug ein Bändchen am Halse, damit man es von den wilden unterscheiden konnte, wenn es sich etwa verlief. Das allerliebste Thier war so wenig scheu, daß es auf mich zukam und mir die Hand leckte. In welcher andern texanischen Stadt hätte dergleichen geschehen können? —

Keine ästhetische Streifzüge.

Der durchgreifende Erfolg eines neu erschienenen belletristischen Werks ist in unsern Tagen so selten, daß man geneigt ist, wenn er einmal eintritt, ihn aus allen Kräften zu fördern. Etwas Gutes, nimmt man an, muß doch darin sein, da eine Wirkung nicht ohne Ursache gedacht werden kann. Von den Bühnenstücken der letzten Zeit hat einzig Brachvogel's *Narcis* einen bedeutenden Erfolg gehabt; er ist jetzt im Druck erschienen (Leipzig, Costenoble), und man hat Gelegenheit, an ihm den Geschmack des Theaterpublicums zu controliren. Leider führt diese Betrachtung zu keinem günstigen Resultat. An dem Drama ist weiter nichts zu loben, als ein gewisses rohes Geschick in der Anwendung der theatralischen Effecte, und der Grund des Erfolges liegt in einer Stimmung unseres Publicums, die uns nicht grade zur Freude gereicht.

Wir pflegen unsere Nachbarn jenseit des Rheins mit einer gewissen moralischen Geringschätzung zu betrachten, weil ihr Theater sich mit beson-

derer Vorliebe in der Demi-monde bewegt, jener Region die zwischen den verworfenen Spelunken des Lasters und der sogenannten guten Gesellschaft in der Mitte liegt. Tugendhafte Freudenmädchen und tragische Bajazzo's sind freilich kein sehr erhebender Gegenstand, aber auch unser Theater hat seine Demi-monde, die an Häßlichkeit der andern nichts nachgiebt. Es ist, kurz gesagt, das Tollhaus. Seit Holtei's Lorbeerbaum und Bettelstab hat sich die Zahl der Verrückten auf unsern Bühnen auf eine Schrecken erregende Weise gesteigert, und auch da, wo der Gegenstand alle derartigen Auswüchse zu verbannen scheint, werden sie künstlich eingeschmuggelt, wie z. B. in Mosenthal's Bürger und Molly. Wir haben von unserm Publicum eine viel zu gute Meinung, als daß wir den Grund des Wohlgefallens in etwas Aehnlichem suchen würden, wie bei den Gladiatorspielen des römischen Circus. Er liegt vielmehr bei uns wie den Franzosen in der Virtuosität unserer Schauspieler in der Ausmalung greller Contraste. Diese Virtuosität hat das Publicum daran gewöhnt, nur solche Rollen gelten zu lassen, in denen der Schauspieler in schneller Folge lacht und weint, jubelt und heult, im höchsten Entzücken schwelgt und sich die Haare ausrauft. Die Franzosen haben es darin bequemer, sie sind als geborne Acteurs schon im gewöhnlichem Leben geneigt, sich zu montiren, und unvermittelt eine wilde leidenschaftliche Stimmung eintreten zu lassen. Wir Deutsche haben auch in der Leidenschaft etwas Geseßtes, und so tritt die Poesie des Contrastes erst dann ein, wenn das Individuum die Tramontane verloren hat.

Kann man sich nun für diesen Zweck einen dankbareren Stoff denken als Rameaus Neffe? Dieser Cyniker, aus Goethes Uebersetzung hinlänglich bekannt, bietet in seinem Charakter eine Mischung der entgegengesetztesten Eigenschaften. Er hat Geist, auch ein gewisses Gefühl, aber das alles ist in liederlichem Müßiggang untergegangen und er hat kein weiteres Geschäft im Leben, als auf alle Welt zu lästern. Der Dialog ist so reizend geschrieben, daß der Dichter, der ihn für seine Tragödie verwerthen will, auf die Erfindung keine große Mühe zu verwenden braucht, er kann Wort für Wort ganze Stellen aufnehmen. Nun fehlt freilich noch der tragische Hautgout, denn Diderots Dialog macht trotz aller Bitterkeiten einen vorwiegend poffenhaften Eindruck. Aber auch dieser Zusatz ist leicht gefunden: Rameau ist durch eine unglückliche Liebe verrückt geworden, und in der Tiefe seiner Seele schlummert trotz seines Lasterlebens der Trieb, durch irgend eine große That die Menschheit zu beglücken. Welch herrlicher Contrast der Accente! vom erhabensten Pathos bis zum cynischen Grinsen herab die ganze Scala durch. Und um die Tragik zu vervollständigen, muß seine Vergangenheit mit seiner Bestimmung zusammenhängen: die Schlange, welche sein Leben vergiftet hat, ist dieselbe,

welche ihm das Leben selbst vergiftet hat, und die Schlange, welche ihm das Leben selbst vergiftet hat, ist dieselbe,

die auch Frankreichs Herzblut aussaugt, es ist die Pompadour, die allmächtige Maitresse Ludwigs XV.

Nach diesen Voraussetzungen will die weitere Kühnheit der Erfindung nicht mehr viel sagen. Die Pompadour war früher die Gemahlin des Cynikers, sie hat ihn wirklich geliebt, aber ihn aus Ehrgeiz verlassen und einen Andern geheirathet. Sie hat also das Verbrechen der Bigamie begangen, welches damals doch noch mehr sagen wollte, als Maitresse eines Königs zu sein. Obgleich äußerst gewissenlos in ihrem sonstigen Thun, denkt sie doch nicht daran, diesen Mann, der sie ins Zuchthaus bringen könnte, unschädlich zu machen; im Gegentheil verräth sie ihm durch das Anerbieten einer erheblichen Geldsumme ihre fortdauernde Anwesenheit in Paris. Glücklicherweise hat diese Unbesonnenheit keine Folgen; obgleich er sich fortwährend auf den Straßen umhertreibt, fügt es der Zufall doch so, daß sie sich niemals begegnen, bis zu Anfang des Stücks, wo sie über seinen zufälligen Anblick in einen tödtlichen Schreck verfällt.

Daß sie erschrickt, ist sehr natürlich, aber dem Dichter genügt das einfache Motiv noch nicht. Sie leidet an einer Hypertrophie des Herzens und die Aerzte haben ihr die Diagnose gestellt, daß ein neuer Schreck sie tödten müsse. An diese medicinische Voraussetzung wird das Publicum, so oft die Pompadour auftritt, durch bedenkliche Krankheits-symptome erinnert — der Dichter des Clavigo würde mit einigem Schreck erfahren, was er mit seinem Beispiel angerichtet! Die zahlreichen Feinde der Pompadour beschließen, auf das ärztliche Gutachten gestützt, sich ihrer durch einen recht handgreiflichen Schreck zu entledigen, am liebsten durch die Wiederauffindung des Mannes, der sie zuerst erschreckt hat, von dem sie aber noch nicht wissen, in welchem Verhältniß er zu ihr steht. Um die Sache recht raffiniert zu machen, folgen sie dem Beispiel Hamlets und stellen ihr in einer Komödie ihre eigene Vergangenheit dar: Der Schauspieler ist Rameau selbst. Die Scene ist nun wirklich höchst drastisch, sie stirbt in Glücken, er stirbt in Wahnsinn, der Moment der großen Ueberraschung ist gehörig vorbereitet, kurz man kann sich keinen stärkern Effect denken.

Nun würde man sich diese melodramatischen Wirkungen gefallen lassen, die ja auf der Bühne nichts Neues sind, wenn nicht in sittlicher Beziehung ein höchst ungesunder Zug hervorträte. Es handelt sich um nichts Anderes, als um eine Wiederholung des Experiments, welches Franz Moor mit seinem Vater anstellt. Zu feig, ihn gradezu umzubringen, mordet er ihn durch den Schreck. Und hier ist es noch um so schlimmer, da die Anstifter dieser That auf einer medicinischen Disposition fußen. Wenn die saubere Gesellschaft, die Brachvogel unter den Pseudonymen Diderot, Grimm, Choiseul u. s. w. vorführt, und von denen immer einer gemeiner ist als der andere, zu solchen

Mitteln greift, so ist dagegen nichts einzuwenden, aber die tugendhaften Personen, die gewissermaßen des Dichters Gewissen versinnlichen, empfinden diese Schandthat als eine edle Handlung. Die Schauspielerin Quinault, die aus Liebe zu ihrer Königin die ganze Intrigue geleitet, sagt zum Schluß des Stücks „voll rührender Hoheit“: „Und aus der Sündflut steigt in neuer Schöne die geläuterte Menschheit und betet wieder zu ihrem versöhnten Vater im Himmel, dann wirds keinen Narciß mehr geben!“ — Die Sündflut scheint noch nicht vorüber; denn Narciß ist über alle Bühnen Deutschlands gegangen. —

Die Hypertrophie des Herzens scheint eine Modekrankheit unserer Dichter zu werden. Wir begegnen ihr in sämtlichen Romanen Max Waldau's, auch in den soeben erschienenen dramatischen Werken von Gisela von Arnim (2. Bd. Bonn, Weber) treffen wir sie wieder an. Das Stück, welches wir meinen, das Herz der Laïs, ist für die Signora Ristori geschrieben, und müßte, von dieser gespielt, einen sehr großen Effect machen. Laïs ist Neros Tänzerin, sie hat aber ihren Beruf vorläufig aufgeben müssen, weil bei der Hypertrophie des Herzens ihr jede geistige und physische Anstrengung den Tod bringen müßte. Ein Sklave, von dem halb verrückten Tyrannen zum Tode verurtheilt, weil er eine Vase zerbrochen, bittet sie um ihre Verwendung, und obgleich im Ganzen sehr gleichgiltig und blasirt, ist sie doch gutmüthig genug, es ihm zu versprechen. Sie weiß auf Nero nicht anders einzuwirken, als durch ein kunstreich, ausgeführtes Ballet; am Schluß desselben springt ihr das Herz, und der erschrockene Nero läßt den Sklaven laufen. Das Stück, von glänzenden Schauspielern aufgeführt, würde ebenso durchgreifen, wie Narciß, und es hat dabei den Vorzug einer gewissen Naturwahrheit: Nero und die Sklaven reden wirklich so, wie man in jener Zeit hätte reden können. Freilich möchten wir der Bühne zu einer solchen Acquisition doch nicht Glück wünschen. Was die beiden übrigen Stücke betrifft: Ingeborg von Dänemark und Trost in Thränen (Michel Angelo), zeigt Fräulein v. Arnim eine merkwürdige Verwandtschaft mit ihrem Vater; während man Reminiscenzen an den Stil ihrer Mutter Bettine nur sehr selten begegnet, könnte man ganze Scenen ihrem Vater zuschreiben. Der Mangel an Form, Folge und Zusammenhang ist ebenso groß als in Arnims Dichtungen; von der markigen Kraft, die dieser in Einzelheiten entwickelt, ist freilich nur selten die Rede.

Von den übrigen neuen Erscheinungen heben wir eine neue Uebersetzung von Tegnér's Confirmanden, von Christiani hervor (Lüneburg, Herold); ferner das Album lyrischer Originalien aus Deutschland, Oesterreich, dem Elsaß und der Schweiz, zum Besten der Hinterlassenen der im Hauenstein Verunglückten, herausgegeben von Friedrich Oser (Basel,

Schweighauser). Namhafte Dichter haben zu diesem Album beigetragen und vieles darin lieft sich recht gut. — Ein weit größeres Interesse erregt aber die Auswahl altchristlicher Lieder vom 2.—15. Jahrhundert, im Urtext und in deutscher Uebersetzung mit lebensgeschichtlichen Skizzen und erläuternden Anmerkungen vom Prediger Bäßler in Magdeburg. Die Sammlung dieser schönen, historisch wie ästhetisch gleich wichtigen Kirchenlieder ist sehr vollständig; die Uebersetzung macht keinen eigentlichen Anspruch auf poetischen Werth, sie reicht aber aus, um demjenigen, der der Sprache weniger kundig ist, das Verständniß zu erleichtern, und so sind auch die historischen Notizen auf das Bedürfniß des allgemeinen Lesepublicums berechnet. Wir wünschen dem vortrefflichen Unternehmen eine recht große Verbreitung.

Noch möge hier eine neue Anthologie erwähnt werden, die sich namentlich für den Schulgebrauch empfiehlt: Auswahl aus der deutschen Dichtung von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart in chronologischer Ordnung mit kurzen Biographien der Autoren und Anführung ihrer vornehmsten Werke, zum ersten Unterricht in der Geschichte der schönen Literatur der Deutschen; und: Auswahl aus der deutschen Prosa der neuern und neuesten Zeit, eine reichhaltige Sammlung von Aufsätzen aus den Werken der hervorragendsten Prosaisker der letzten hundert Jahre, von Carl Oltrogge (Lüneburg, Herold.). — J. S.

Die Botschaft des Präsidenten Buchanan.

Die Adresse, durch welche der Präsident der Vereinigten Staaten die jährliche Sitzung des Congresses am ersten Montag im December eröffnet, hat diesmal eine ungebührliche Ausdehnung erhalten, die Botschaft Buchanans nimmt nicht weniger als 8½ engbedruckte Foliospalten der Washington Union ein. Indessen haben wir sie, von ihrem Inhalte ganz abgesehen, gern gelesen, weil sie zum ersten Male seit mehren Jahren wieder eine anständige Form trägt, es wird darin nicht geschimpft und geprahlt, sondern ruhig gesprochen, freilich hindert das nicht, daß sehr bedenkliche Untiefen sich unter der ruhigen Oberfläche verbergen. Nach einem kurzen, etwas geschäftsmäßigen Danke gegen den Schutz der Vorsehung, geht der Präsident dazu über, die Fragen vorzulegen und zu beleuchten, welche der Erwägung des Congresses unterbreitet werden sollen, er berichtet und rechtfertigt seine Auffassung und Behandlung derselben und empfiehlt Maßregeln, welche er nach Berathung mit seinem Cabinet für zweckmäßig hält.

Die erste Angelegenheit, die er bespricht, ist die Finanzkrisis, welche trotz reicher Ernten unsägliches Elend über die Bevölkerung des ganzen Bundesstaates gebracht, und auch die Einkünfte der Centralregierung durch das Sinken der Einfuhr sehr vermindert habe. Die Quelle des Uebels sei das Uebermaß der Papiercirculation und des Bankcredits, welche die Leute zu wilden Speculationen und zum Börsenspiel verleiteten. Diese Uebertreibung aber sei natürlich, wenn die Ausgabe von